

# Stimmen aus Praxis und Wissenschaft

(Nichtamtlicher Teil)

## Inhalt

	Seite
1. Reiseeindrücke aus Iran. Von Professor Dr. Walther Hinz, Göttingen. (Fortsetzung) . . .	193*
2. Bücher und Zeitschriften . . . . .	196*
3. Großkundgebung für die Arbeitsgebiete Verwaltung und Energie . . . . .	200*

## Reiseeindrücke aus Iran (III).

Von Professor Dr. Walther Hinz, Göttingen.

(Fortsetzung aus Heft 17.)

### XII.

#### Dem Kaspisee entlang.

Die letzte Fortsetzung brach in der Schilderung jener Fruchtlandschaft ab, die sich als schmaler Streifen zwischen den Höhenzügen des Elbursgebirges und dem Kaspischen Meer hin erstreckt und die persische Provinz Gilan bildet.

Die Küste des gleichmäßig blau erscheinenden und um diese Zeit völlig glatten Kaspisees ist wenig gegliedert und zieht sich in sanften Einbuchtungen nach Süden. Der Strand ist kiesig, mehr noch sandig; die Sandstreifen reichen ziemlich weit landeinwärts und sind nur mit Büschen bestanden. Daran schließt sich flaches fruchtbares Land, meist gut bebaut mit Reis und anderen Feldfrüchten, das allmählich in waldige Bezirke übergeht. Dieser Wald bedeckt die erste und zweite Bergkette, die in gleicher Richtung wie die Küste verlaufen; dahinter wird manchmal noch ein dritter Waldhang sichtbar, meist aber tritt an dessen Stelle schon der nackte Fels jener kahlen Elbursketten, die den Abschluß Gilans nach Westen und Süden zu bilden.

Die ganze Fruchtlandschaft wird von zahllosen Gewässern durchzogen, die von den Bergen herab auf kürzestem Weg ins Meer laufen; diese Bäche und Flußläufe müssen daher von dem Küstenreisenden allesamt überschritten werden. Die Holzbrücken, die über sie hinwegführen, sind aber zu vier Fünfteln zerstört, eingefallen, vermodert. Sie sollten ursprünglich nur als Notbehelf dienen, bis sie durch Betonbrücken ersetzt waren, wie sie das Reisen am Südufer des Kaspischen Meeres, nach Masanderan und Gorgan (Astarabad) zu, heute so angenehm gestalten. Allein die persische Regierung ließ diesen Plan fallen, um dem nördlichen Nachbar im Ernstfalle den Anmarsch durch das westliche Gilan nicht unnötig zu erleichtern. . . Daher müssen alle diese Bäche durchfahren werden, und hierzu ist (außer geländegängigen Kraftwagen) nur eine hochrädige Troika imstande. Manchmal ging

es durch lange Strecken tiefen Sandes dem Strand entlang, um auf diese Weise flachere Übergangsstellen zu haben; dann hatten die Pferde schwere Arbeit, alle außer mir stiegen ab, woraus sich erklärt, daß von Häwir ab die Stundengeschwindigkeit etwa fünf Kilometer betrug! Wählte man einen Weg mehr landeinwärts, so kostete die Überquerung der Flußläufe größte Mühen; oft mußten erst behelfsmäßig Balken zusammengetragen werden, oder die Pferde wurden ganz ausgespannt, weil sie sonst gescheut hätten; in solchen Fällen mußte die Kutsche von meinen Begleitern herübergezerrt werden. Ich wurde bei unerträglich feuchter Hitze drei Tage lang so durchgerüttelt, daß ich die Warnung meines Gastgebers in Ardabil, die Fahrt werde beschwerlich sein, als wohlbegründet anerkennen mußte.

Mit einem Gefühl der Erleichterung traf ich endlich in Bahlawi ein, das früher Enfeli hieß und einen wichtigen Hafenplatz darstellt. Der Gegensatz zwischen der Urwaldeinsamkeit der Küstenfahrt und dem ganz neuzeitlichen Bahlawi mit seinen blitzblanken Regierungsbauten und gepflegten Promenaden hat sich mir tief eingepägt. Im Hafen lagen drei Sowjetschiffe vor Anker, an denen vorbei ich mich zum andern Ufer der Lagune rudern ließ. Von dort führt eine bequeme Fahrstraße nach Räscht, der Hauptstadt Gilans.

### XIII.

#### In Räscht.

Räscht selbst ist eine recht ordentliche Stadt, die sich viel Mühe gibt und den großen Platz vor dem Rathaus mit der diesen längs durchschneidenden Hauptstraße ganz europäisch hergerichtet hat. In dessen Mitte liegt ein rundes Wasserbecken mit Springbrunnen, medaillonartig von Rasen- und Blumenflächen eingefast; auf zwei Seiten erhebt sich eine Laterne, die jeweils von einer bronzierten Gipsjungfrau mit unverhülltem Busen umschlungen



wird. . . Es sind diese traurigen Stücke europäischen Schundes aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts leider vielfach im heutigen Iran Mode geworden; offenbar sind sie sogar en gros eingekauft worden, denn auch im Rathausaufgang sah ich eine solche Fee stehen, während sie in dem gilanischen Heilbad Ramsar gleich zu Duzenden als Lampenträgerinnen auftreten, in trautem Verein mit silberbronzierten Löwen und Sphynxen. Angesichts der jahrtausendealten durchgebildeten Kunstübung Frans erscheint es rätselhaft, daß dieser Kitsch nicht als solcher erkannt und beseitigt wird; doch muß man dabei bedenken, daß es sich um europäischen Kitsch handelt, und daß auch das Abendland lang genug brauchte, um beispielsweise in der chinesischen Kunst die Scheidung zwischen Echt und Kitsch durchzuführen.

Das alte Räscht erhält sein Gepräge durch die hohlziegelgedeckten Giebeldächer (im Gegensatz zu den flachen Lehmdächern des persischen Hochlandes), die an ceylonische Bauten erinnern. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch Lastenträger mit jener kennzeichnenden Stange auf der Schulter, an deren Enden die Lasten in Beuteln aus Mattengeflecht hängen, sowie durch buntgekleidete Teepflückerinnen, die man draußen, in der Richtung nach dem östlich gelegenen Lahidschan, überall antreffen kann, sowie schließlich durch das gleiche tropische Klima. —

Bei der Weiterreise nach Teheran hatte ich in Räscht noch ein kleines Erlebnis. In der Garage hatten sich eine Menge Leute eingefunden, um den Reisenden das Geleit zu geben, darunter besonders viele Frauen. Da sie vom langen Warten offensichtlich müde wurden, setzten sie sich trotz ihrer europäischen Kleider und Hüte nach Altvätersitte in die Hocke nieder, in welcher Stellung der Orientale sich aufs bequemste ausruht. Während ich mich an dem Kontrast zwischen Kleidung und Haltung der Gilanerinnen ergötzte, gab es plötzlich großen Lärm; zwei Garagenwärter hatten Streit angefangen, und auf einmal hatte der eine eine tüchtige Ohrfeige erwischt. Dieser beschwerte sich bitter über die erfahrene Unbill, es bildete sich eine Gruppe eifrig redender Menschen, bis der Geschlagene davoneilte und in kurzer Frist mit einem Polizisten wieder auftauchte. Dieser suchte zunächst den Tatbestand zu ermitteln, wobei er sich zuerst an mich als einen sicher unparteiischen „Franken“ wandte (alle Europäer heißen in Iran Franken). Ich zog mich mit dem Vorwand aus der Sache, kein Persisch zu verstehen. Nun begann eine lange Auseinandersetzung, so daß ich schon für die Abfahrt vor Mitternacht zu fürchten anfang, obwohl es erst zehn Uhr abends war. Allmählich schälte sich aus dem Lärmen und Fragen eine Stimme heraus, die dem Postbegleiter des Autobus gehörte. Seine ebenso vernehmliche als witzige Ansprache zog die Volksmenge in der Garage sichtlich in ihren Bann und gipfelte in den Worten: „Der hier, der die Ohrfeige gehauen hat, ist ein elender Tropf, und der hier, der sie bekommen hat, ein ebensolcher Gauner. Darum habt ihr euch gegenseitig nichts vorzuwerfen, sondern versöhnt euch jetzt auf der Stelle durch einen Kuß!“ Allgemeiner begeisterter Beifall, die beiden Streithähne sehen sich an, müssen

lachen und umarmen sich zur allgemeinen Befriedigung. Als ich mich nach dem Polizisten umsah, war auch dieser beruhigt abgezogen.

## XIV.

## In der heiligen Stadt Rom.

Von Teheran aus führte mein Reiseweg weiter nach Süden, nach dem Persischen Golf zu. Ungefähr 140 km von der Hauptstadt entfernt liegt Rom, das neben Meshhed in Ostiran den persischen Schiiten besonders heilig ist. (Fast alle Iranier bekennen sich zur Schia, der ausgesprochen arisch-persischen Sonderform des Islam.) Hier wurde im Jahre 816 n. Chr. die Schwester des achten Imam (aus dem Hause des Propheten) namens Fatemä Ma'sum begraben. Der von Norden kommende Reisende erblickt plötzlich von einer niederen Pashöhe aus, etwa 5 km von Rom entfernt, die im vorigen Jahrhundert für eine Million Mark mit Gold überzogene Kuppel des Grabheiligtums der Fatemä. In diesem Augenblick stimmt der Fahrer des Reiseautos einen halbgesungenen, halb gesprochenen Segenswunsch an, in den alle einheimischen Fahrgäste begeistert einfallen. Das Bild der im Sonnenglanz meilenteit strahlenden Goldkuppel ist denn auch freilich von eindrucksvoller Wirkung.

Früher war „Ungläubigen“ der Aufenthalt in Rom so gut wie unmöglich; aber auch heute noch bringt er manche Unzuträglichkeiten mit sich, die sich aus der Lage der Stadt am Rande der großen Salzwüste ergeben. Trotz heftigen Durstes trank ich nur widerwillig den Tee, den man mir in meinem unverfälscht einheimischen Absteigequartier reichte: das Wasser Roms ist im Sommer so brackig, daß nur die Ortsansässigen infolge Gewöhnung es für genießbar halten. Auch das gute Gedeihen der Granatäpfel ist ein Anzeichen ungesunden Klimas.

Als ich mich am Morgen nach meiner Ankunft aufmachen wollte, die mittelalterlichen Baudenkmäler zu besichtigen, hatte sich bereits der Herausgeber und Schriftleiter der dreimal wöchentlich erscheinenden Romer Zeitung „Astuwar“ eingefunden, der mich von nun ab ständig begleitete, um meine Tätigkeit seinen staunenden Mitbürgern schildern zu können. Allmählich waren nämlich meine Forschungen auf dem Gebiet der persischen Geschichte zur Safawidenzeit (15. bis 18. Jahrhundert) in Iran bekannt geworden. Die Safawiden waren für Iran, was etwa die Hohenzollern für Preußen bedeuteten: nämlich Schöpfer eines nationalen Staates. Meine Tätigkeit fand daher rasch lebhaften Anklang, die Presse der Hauptstadt wie der Provinz brachte lange Aufsätze, was mir das Reisen oft sehr erleichterte. War ich von Anfang an ungemein höflich aufgenommen worden (wie jeder Deutsche!), so wurde ich während der zweiten Hälfte meines Aufenthaltes wie ein wahrer Freund des Landes behandelt und verwöhnt. Häufig wurde ich auf Grund eines Zeitungsbildes erkannt und erfuhr daraufhin die mannigfachsten Vergünstigungen. So habe ich auch am Sitz der fanatisch-strenggläubigen Schiiten Frans, d. h. eben in Rom,



feinerlei Schwierigkeiten gehabt, die Heiligtümer zu betreten, was nur wenigen Europäern vor mir gelungen ist. Ein freundlicher alter Mollah, der als besonderer Kenner der Safawidengeschichte galt, begrüßte mich am Eingang zur Grabmoschee, indem er dem „Herrn Orientalisten“ den Segen Allahs für seine Arbeit wünschte.

Ich besichtigte zunächst das Museum, das — auch eine Schöpfung Reza Schahs — in früheren dem Heiligtum zugehörigen Räumen untergebracht ist, die sauber geweißt wurden. Es beherbergt die kostbaren Stücke des Heiligtums selbst sowie wertvolle Kunstgegenstände aus der näheren Umgebung Roms. Der größte und auf der Welt einzigartige Schatz des Museums sind die herrlichen Seidenteppiche aus der Zeit Schah Abbas II. (17. Jahrhundert), die unter Glas an den Wänden hängen. Im übrigen sind zahlreiche Vitrinen und Schränke aufgestellt, in denen sich Meisterwerke der Metall- und Töpferkunst der Safawidenzeit sowie eine ganze Reihe von kostbarsten Koranen befinden, teils aus vormongolischer Zeit (d. h. vor dem 13. Jahrhundert) in altertümslich-kufischer Schrift, teils mit prächtigen Malereien und Vergoldungen aus dem späteren Mittelalter.

Im Anschluß an das Museum besuchte ich die zahlreichen Königsgräber, die um das Grabgewölbe der Fatemä herum gebaut worden sind, und zwar hauptsächlich aus dem 17. und 19. Jahrhundert. Unter anderen liegt hier Fath Ali Schah begraben, der Zeitgenosse Napoleons, der seines langen schwarzen Bartes und seiner in die vielen Hunderte gehenden Sprößlinge wegen bekannt geworden ist!

## XV.

### Die Stadt der Skorpione.

Etwa 100 km südlich Rom liegt, gleichfalls am Westrand der ganz Iran durchziehenden ungeheuren Salzwüste, die Stadt Kaschan. Sie ist für vieles berühmt: für die große Zahl bedeutender Männer, die aus ihr hervorgegangen sind; für die hochentwickelte Kunst der Herstellung jener buntpurpurigen glasierten Kacheln, mit denen die Moscheen und Paläste Irans seit dem 14. Jahrhundert verschwenderisch verkleidet worden sind; für zahlreiche alte Bauwerke, für eine besonders schöne Teppichart sowie für die vielen Skorpione, die unter den Trümmern des alten Kaschan in der trockenen Sommerhitze vortrefflich gedeihen.

Beim Besuch der vor einigen Jahren errichteten Kaschaner Spinnerei lernte ich zuerst den technischen Berater kennen, einen Engländer; eine meiner ersten Fragen an ihn war, ob er schon mal einen Skorpion gesehen habe. „Einen Skorpion? Tausende! — Aber beruhigen Sie sich, jetzt im September sieht man nur noch selten einen.“

Der Stich eines ausgewachsenen Skorpions — von der Größe einer Hand — ist häufig tödlich, und alljährlich sterben im Juli zu Kaschan zahlreiche Einwohner, vornehmlich Kinder; doch hat man jetzt ein Serum entwickelt. Man fängt die meist schwarzen Tiere mit einer Feuerzange und steckt sie in Alkohol, wo sie rasch eingehen. Die Moskito-

neze dienen in Kaschan nicht nur als Malaria-, sondern zugleich auch als Skorpionenschub; vorsichtshalber stellt man oft die Füße der Bettgestelle in wassergefüllte Schalen, wenn man nicht überhaupt sein Lager in einem Teich aufschlägt, wie er sich im Innern jedes besseren persischen Hauses befindet.

Der Kaschaner Bazar ist besonders bekannt für seine Kupfergefäße; da in Iran wie im ganzen Nahen Osten der Bazar immer zugleich Werkstatt und Laden darstellt, so erfüllt die zum Schutz gegen die Sonne überwölbten Bazarhallen ein geradezu ohrenbetäubender Lärm, der einem alle Luft benimmt, die Kunstfertigkeit der Kupferschmiede zu bewundern. In Kaschan gibt es endlich das feinste persische Rosenwasser zu kaufen, das in einer nahe liegenden Ortschaft namens Ramsar erzeugt wird. Während die Zahl der in Teheran lebenden Deutschen ungefähr 7—800 beträgt, traf ich in Kaschan nur einen Landsmann, der als technischer Leiter der erwähnten Spinnerei tätig ist. Bei meiner Ankunft überwachte er gerade die Fundamentlegung für eine große Dieselanlage, die frisch aus Deutschland gekommen war. Dank dem seit Frühjahr 1936 bestehenden Verrechnungsabkommen mit Iran hat sich die deutsche Ausfuhr dorthin kräftig entwickeln können, wovon der absolut verstopfte Zollschuppen der Hafenstadt Buschir am Persischen Golf Zeugnis ablegt.

## XVI.

### Nach Isfahan.

Zur Zeit des Schah Abbas des Großen (1587 bis 1629) sagten die Isfahaner stolz: „Isfahan nisf-e dschehan“, was soviel bedeutet wie: Isfahan ist die halbe Welt. Wenn schon das heute nicht mehr gelten kann, so ist doch aus jener großen Zeit der persischen Geschichte in Isfahan so viel Wunderbares und Eindrucksvolles übriggeblieben, daß der Iran nicht erlebt hat, der Isfahan nicht sah.

Da die Stadt sehr hoch liegt (1740 m über dem Meer), ist das Klima äußerst angenehm, morgens und abends kühl, aber auch über Mittag nie drückend. Man fühlt sich ungemein wohl, doch ermüdet man rasch und benötigt weit mehr Schlaf als bei uns. Weiter zeichnet sich Isfahan durch großen Wasserreichtum aus, da mitten durch die Stadt der breite Sajändäsluß seinen Weg nimmt, der auch sommers nicht versiegt wie die meisten übrigen Flüsse Irans. So kommt es, daß die Stadt lieblich zwischen Baumwuchs und wohlbestellte Felder gebettet liegt. Seinen unvergleichlichen Reiz erhält Isfahan aber durch die zahlreichen Bauten aus seiner Glanzzeit, die fast durchweg gut erhalten sind oder durch eine verständige Kultusverwaltung unter großen Kosten in einer Weise wiederhergestellt wurden, die nur bei nächstem Zusehen den Unterschied zwischen alt und neu erkennen läßt. Hier in Isfahan ist die alte Kunstgewerbeüberlieferung nie abgerissen; noch immer strogen die Basare von Erzeugnissen geschmackvollen Kunstfleißes in Metall, Holz und Keramik, von Bein- und Elfenbeinschmuck mit winzigen Miniaturen usw. usw.

Schah Abbas der Große hatte Isfahan wegen seiner günstigen Lage im ungefähren Mittelpunkt



Franz gegen Ende des 16. Jahrhunderts zur Hauptstadt erhoben, deren Ausbau ihm besonders am Herzen lag. Zunächst wurde ein riesiger viereckiger Platz, der sogenannte Königs-Meidan, geschaffen, dessen Südwestecke durch die riesige Königs-Moschee abgebrochen wurde. Im ganzen Abendlande gab es zu jener Zeit keine einzige Platzanlage von solcher Weitaumigkeit und überlegenen Planung. An der

westlichen Längsseite des großen Meidans ließ der Schah ein hohes Torgebäude errichten, die sogenannte „Bunte Pforte“, die Zugang zu seinen Schlössern und Gärten gewährte. Von der Altane herab schaute der Großkönig den Kampfspielen und Reiteraufzügen zu, die sich oft auf dem großen Platz abspielten.

(Schluß folgt.)

## Bücher und Zeitschriften

### Max Laeuger: Kunsthandbücher.

Herausgegeben von der Amtsleitung der N.S.-Kulturgemeinde e. V., Berlin.

Erster Band:

#### Farbe und Form in der Bau- und Raumkunst mit Ausschnitten aus andern Gebieten.

Mit 80 Vierfarbenbildern, 40 ein- und zweifarbigen Reproduktionen sowie verschiedenen Einlagen und 6 mehrfarbigen Einsteckfiguren.

Pinneberg bei Hamburg 1937, Verlag A. Beig.  
117 Seiten, in Einzelblätter zerlegbar.

Preis kartoniert 12 RM, in Ganzleinen 15 RM.

Es wird Menschen geben, die sagen: „Wozu das alles? Was in diesem Buch steht und abgebildet ist, sind ja Selbstverständlichkeiten.“ Sie hätten vor hundert Jahren recht gehabt. Aber man muß heute Dinge sagen, die früher selbstverständlich waren.  
Max Laeuger.

Kunsthandbücher! — Kunstgeschichte? Nein! Manch einer mag unter dem Titel etwa eine neue Kunstgeschichte vermuten, ein Beschreiben und Klassifizieren von Kunstwerken. Nein! „Die bildende Kunst will durch die Augen ins Herz, nicht durch die Ohren ins Hirn. Sie will erlebt sein, nicht beschrieben.“ Die Fähigkeit, Kunstwerke zu erleben, ist heute weitesten Volksschichten verlorengegangen. Diese Fähigkeiten im Volke wieder wachzurufen, ist das Ziel, das Max Laeuger seiner ganzen Lebensarbeit, deren Niederschlag die „Kunsthandbücher“ sind, gesteckt hat. Laeuger zeigt uns den Weg zum richtigen Maßstab, den der Führer in seiner Rede anlässlich der Einweihung des Hauses der Deutschen Kunst in München gefordert hat, nicht zum „Maßstab von gestern und heute, von modern oder unmodern, sondern nur zum einzigen Maßstab, den es gibt: wertvoll oder wertlos, und damit von ewig und vergänglich.“ Das Werk wendet sich deshalb nicht nur an den Künstler oder „Kunstliebhaber“, sondern an das ganze Volk, das vom Führer in seiner Münchner Rede „von jetzt ab wieder zum Richter über seine Kunst aufgerufen wird“, es wendet sich an jeden, der seine Umwelt zu schmücken und zu gestalten hat. Wer möchte sich davon ausnehmen?

Laeuger schreibt nicht, er unterhält sich mit uns, malt, zeichnet, formt, er vermeidet den kalten Umweg vieler Worte, er stellt Fragen, regt an zum Nachdenken und vor allem zum Schauen.

„Man komme mir nicht und sage, Kunst sei eine Geschmackssache, jeder kann machen, was er will. Nein, Kunst ist eine Charakterangelegenheit, von Sitten und Gesetzen beherrscht.“ Nicht in Paragraphen und doktrinären Auslassungen faßt Laeuger diese Gesetze, sondern in seinen vielen Abbildungen mit prägnanten Kurzsätzen, mit Steckbildern, Deckblättern, Ausschnittblende und Werkstoffproben zeigt er uns nach dem Verfahren von Beispiel und Gegenbeispiel, das in dieser Form neuartig erscheint, alle die Dinge, die einem natürlichen deutschen Kunstempfinden entsprechen und früher einmal selbstverständlich waren.

Wir erleben die Gefühle einer Blume im Gärtnerladen, einer Rose vor verschiedenfarbigen Hintergründen, das Farbenspiel der Jahreszeiten. Er erzählt in seinen vielen farbigen Abbildungen vom Obst auf bösem und gutem Teller, von der Blumenvase, vom Konzert des Straßenbildes und dem Gebrüll der Reklame, von der Harmonie in der Natur und den Mischönen, die der Mensch da hineinbläst. „Der Mensch wird um die schönsten Gaben der Schöpfung ärmer, wenn ihm die Harmonie mit dem Kosmos durch den ständigen Anblick farbiger Greuel zerstört wird, die das Gefühl abstupfen und verrohen.“

Das Werk Laeugers ist ein grundlegendes Kunst-erziehungswerk im weitesten Sinn. Jeder wird daraus Gewinn ziehen. Er wird seine Umwelt und alles, was sich ihm darinnen als Kunstwerk darbietet, und sei es „nur“ ein einfacher Gartenzaun, mit andern, mit natürlicheren Augen ansehen und gute Kunst von schlechter zu unterscheiden verstehen.

Nicht zuletzt ist der Wert des Werkes, das in beinahe vierzigjähriger Lehrererfahrung an der Technischen Hochschule in Karlsruhe und in der tiefen Naturverbundenheit des Verfassers wurzelt, als Lehrmittel voller Gedanken, Fragen und Anregungen hervorzuheben, dann aber auch als Vorbild einer erzieherisch wirksamen Sammlung von Anschauungsmaterial ganz allgemein, besonders aber für den Kunstunterricht und den Unterricht an Berufs- und Fachschulen. Das Werk dürfte in keiner Lehrerbücherei fehlen.

Kenzingen i. B.

Dipl.-Ing. Heinz Schumacher,  
Gewerbeschulassessor.



**Esser: Deutsche Sprache — eine Sendung.**

Leipzig 1936, Verlag Quelle & Meyer.  
163 Seiten. Geb. 3,60 RM.

Das Buch hat sich die Aufgabe gestellt, „die Sendung der deutschen Sprache aus der lebendigen Sprachwirklichkeit heraus, so wie sie ist, jedem deutschen Volksgenossen verständlich zu entwickeln“. Dementsprechend zeigt der Verfasser nach einem kurzen Überblick über die „deutsche Sprachgeschichte als Widerspiel lateinisch-romanischen Sprachbewußtseins“ zunächst das Arteigene in der deutschen Sprache auf, um dann die „Ziele deutschsinniger Sprachgestaltung“ festzustellen. Er begründet „Sinn und Notwendigkeit einer artgemäßen Sprachkultur“, zu der Sprecherziehung und Spracherziehung führen sollen. Bei alledem zeigt sich der Verfasser als ein feinfühligere, verständnisvoller Beobachter der deutschen Sprache, die er als etwas durchaus Lebensvolles, Wachsendes sieht. Oberster Grundsatz jeder bewußten Spracherziehung ist daher Verzicht auf jedes allzu kleinliche Eingreifen in Einzelheiten, das die Gefahr der sprachlichen Erstarrung und Unfruchtbarkeit herausbeschwört. Das Schwergewicht muß vielmehr von der Verneinung und Ablehnung mehr in den schöpferischen Aufbau, in die stilistische und sprecherische Leistung und in das Schrifttum verlegt werden. Gleichzeitig wendet sich aber Esser gegen alle gewissenlose Sprachmißhandlung. Ebenso fein abgemogen wie entschieden ist die Ablehnung des Fremdworts als Fremdkörper und Spaltpilz in der deutschen Sprache.

Das in einer klaren, sauberen, dabei anschaulichen Sprache geschriebene Buch wendet sich durchaus nicht nur an Lehrer. Aber gerade den Deutschlehrern wie den Neusprachlern sei dringend empfohlen, die kleine Schrift einmal in die Hand zu nehmen. Esser gibt, obwohl er die von ihm aufgeworfene Frage durchaus nicht ausführlich behandelt, unendlich viele Anregungen, die jedem Sprachunterricht zugute kommen sollten.

Berlin.

A. Sch ulz e.

\*

**Walter Hermannsen:****Ein Wort an vierzehnjährige Jungen.**

Sonderdruck aus den Landjahr-Schulungsbriefen, 2. Jahrgang Heft 3, herausgegeben im Auftrage des Reichserziehungsministeriums von Staatsrat Schmidt-Bodenstedt.

Armanen-Verlag.

Einzelpreis 0,25 RM, bei Abnahme von 100 Stück 0,24 RM, 400 Stück 0,23 RM, 600 Stück 0,22 RM, 1000 Stück 0,21 RM, 1500 Stück und mehr 0,20 RM.

Der Verfasser zeigt an einem ausgezeichnet gelungenen Beispiel, wie man zu Jugendlichen der beginnenden Geschlechtsreife, deren Vertrauen man besitzt, über die geschlechtliche Entwicklung sprechen soll. Der Wert der kleinen Schrift liegt darin, daß die Ansprache nicht am Schreibtisch eronnen, sondern in zahlreichen Begegnungen mit Jugendlichen dieses

Alters wirklich gesprochen worden ist. Der Verfasser steht in der Jugendarbeit und hat als langjähriger Landjahrbezirksführer erkannt, daß die bequeme Meinung, die beste „Aufklärung“ über geschlechtliche Dinge sei das Schweigen darüber, ein gefährlicher Irrtum ist. Den zahlreichen Kräften, die geeignet sind, das Gefühl für geschlechtliche Sauberkeit zu verwirren und dadurch den Willen zur völligen Verantwortung des Leibes zu zerstören, begnügt der Verfasser in einer jugendnahen, bildreichen und mitreißenden Sprache mit einem Appell an den kämpferischen Willen dieser Jungen und wagt so den freudigen Entschluß zu einer mutigen geschlechtlichen Selbsterziehung. Es ist klar, daß sich dieses aus dem Bewußtsein seltener kameradschaftlicher Verbundenheit gesprochene „Wort“ nicht auf alle erzieherischen Verhältnisse übertragen läßt, zum mindesten kann es aber für jeden Jugendführer wertvolle Anregungen geben. Auch als Lektüre für den Jugendlichen kann es ohne Bedenken empfohlen werden.

Berlin.

Kurt W ö l l.

\*

**Deutsches Schicksal 1914—1918.**

Vorgeschichte und Geschichte des Weltkrieges.

Von Bernhard Poll.

Mit 25 Kartenskizzen und 22 Seiten Urkunden in Faksimile.

Berlin 1937, Weidmannsche Verlagsbuchhandlung.  
495 Seiten.

Das Wagnis, die politische und militärische Geschichte des Weltkrieges als die Einheit darzustellen, die sie in Wirklichkeit gewesen ist, ist Bernhard Poll durchaus gelungen. Gewiß ist es heute unmöglich, das gewaltigste Ereignis unserer neueren Geschichte abschließend zu schildern. Neue Quellen werden auftauchen und das Bild in einzelnen Zügen, vielleicht auch in weiteren Zusammenhängen abwandeln. Das Gesamtbild mit seinem ungeheuren Inhalt völkischen Schicksals steht für uns fest. Daher bedürfen wir gerade heute einer Darstellung, welche die politischen und die militärischen Vorgänge nicht in der üblichen Weise der meisten Monographien trennt. Dieser Forderung entspricht das Buch, welches Poll über Vorgeschichte und Geschichte des Weltkrieges geschrieben hat. Es gliedert sich in einen einleitenden Teil über die Vorgeschichte des Krieges und in zwei große Abschnitte, die durch die Krise des Sommers 1916 und den Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg geteilt werden. Wertvoll für jeden Leser, besonders aber für Unterrichts- und Schulungszwecke sind die beigelegten Wiedergaben von geschichtlich bedeutsamen Urkunden. Sie werden eingeleitet mit dem Entlassungsgesuch Bismarcks. Wir finden die Kabinettsorder über die Anordnung der Mobilmachung, den Befehl zur Eröffnung des U-Boot-Krieges und die letzte Seite jenes Waffenstillstandes von Compiègne, durch den diplomatisch das Verhängnis von Versailles eingeleitet wurde.



Die Texte aller in Abbildung wiedergegebener Urkunden werden vollständig abgedruckt. Eine Zeit-  
tafel erhöht die praktische Brauchbarkeit dieses wert-  
vollen Buches.

Jen.

Erich M a s c h k e.

\*

### Boeschel-Georgii: Ins Reich der Lüfte.

4. Auflage.

Mit 126 Abbildungen.

Leipzig 1936, R. Voigtländers Verlag.

304 Seiten. Preis 4,80 RM.

Die altbekannte Einführung in die Luftfahrt liegt in völlig neuer Bearbeitung vor. Der Heraus-  
geber J. Boeschel der früheren Auflagen hat, da er  
im neunten Lebensjahrzehnt steht, für die Neu-  
auflage Herrn Professor W. Georgii, Leiter des  
Deutschen Forschungsinstituts für Segelflug in  
Darmstadt, gewonnen. Sein Name und die seiner  
Mitarbeiter, von denen nur A. Lippisch, Wolf Hirth,  
H. Helbig und E. Ewald genannt seien, bürgen für  
die Güte der Neuerscheinung. Sie behandelt in  
allgemeinverständlicher Form die wichtigsten Fragen  
der Luftfahrt.

Berlin.

S c h ü t t.

\*

### Constantin von Gilwicki:

#### Die Enteignung des deutschen Kolonialbesitzes.

Aus dem Polnischen übersetzt von Erhard J a n s e n.

Verlag Brosche &amp; Co., Hamburg.

Preis 1,80 RM.

Viel ist schon über den Raub der seinerzeitigen  
deutschen Kolonien geschrieben worden und oft ist  
— auch im Auslande — die Stimme erhoben  
worden, das seinerzeit an Deutschland verübte  
Unrecht wiedergutzumachen, doch unter allen diesen  
Veröffentlichungen nimmt die vorliegende Schrift  
des durch zahlreiche Arbeiten in polnischer und  
litauischer Sprache bekannt gewordenen Verfassers  
einen besonderen Rang ein. Obwohl Pole, so hat  
Gilwicki doch, wie er im Vorwort schreibt, die  
Tragödie der Enteignung des deutschen Kolonial-  
besitzes tief empfunden — nicht zum wenigsten unter  
dem Eindruck der Lektüre von Grimms „Volk ohne  
Raum“, das ihm die ganze unausgeglichenen  
Spannung zwischen dem starken Willen des  
Deutschen zur Arbeit und dem eingeeengten Arbeits-  
feld offenbarte. In der Rückgabe der Kolonien  
sieht Gilwicki die Möglichkeit einer Lösung. Nicht  
um eine Prestigefrage allein handelt es sich bei  
der deutschen Kolonialforderung, sondern auch um  
eine Existenzfrage.

Indem Gilwicki nacheinander noch einmal  
die haßerfüllte Atmosphäre der Pariser Friedens-  
konferenz von 1919 und die Nachgiebigkeit Wilsons  
vor Augen führt und das gesamte Material zur

„kolonialen Schulblüge“ unter die kritische Lupe  
nimmt, gibt er so eine schlagende Widerlegung der  
von den Gegnern vorgebrachten Einwände.  
Niemand, selbst der Bösgläubigste nicht, wird sich  
der Beweisskraft dieser von neutraler Seite  
und mit einem tiefen sittlichen Ernst geschriebenen  
Ausführungen entziehen können.

Man wird daher dem Buche — namentlich auch  
im Auslande — die allergrößte Verbreitung  
wünschen. Hoffentlich gelingt es, das Buch auch in  
anderen Sprachen in ebenso guter Übersetzung  
herauszubringen wie in der vorliegenden deutschen!

Berlin-Charlottenburg.

Dr. S c h a d.

\*

### Richard Wagner: Die Hauptschriften.

Herausgegeben und eingeleitet von Ernst B ü c k e n.

Leipzig 1937, Verlag Alfred Kröner.

In einem Dünndruckband von knapp 500 Seiten  
ist hier der Hauptgedankengehalt von Wagners  
schriftstellerischem Lebenswerk niedergelegt, das  
bekanntlich, die ungeheure Fülle der Briefe nicht  
mitgerechnet, 16 stattliche Bände füllt. Ernst Bücken,  
dem die neueste, auf hoher geistiger Warte stehende  
Biographie Wagners zu danken ist, hat die schwierige  
Auswahl derart getroffen, daß er die Gelehrtheits-  
schriften nur kurz streifte oder ganz übergang und  
von den bedeutsameren Schriften nur die Haupt-  
partien im Wortlaut wiedergab, während er die  
Verbindung durch kurze Inhaltsangaben der übrigen  
Teile und durch biographische Mitteilungen (aus  
Briefen und anderen Quellen) herstellte. So erhält  
der Leser einen nahezu lückenlosen Überblick über  
die Gedankenwelt des Bayreuther Meisters, wobei  
naturgemäß das in den Vordergrund tritt, was uns  
heute in besonderem Maße bedeutungsvoll und  
gegenwartswichtig erscheint, wie etwa die Re-  
generationslehre und die Gedanken zur Rassenkunde.  
Das Porträt des Schriftstellers, Denkers und Kultur-  
kritikers Wagner zeichnet Bücken in der Einleitung  
des handlichen und sauber ausgestatteten Bandes  
mit wenigen, aber ungemein lebensvollen Strichen;  
das Werden und die bewegenden Ideen seiner  
Gedankenwelt treten auf dem Hintergrunde der  
philosophischen und kulturellen Zeitströmungen  
deutlich hervor. So kann dieser Band in der Tat  
geeignet sein, die für manchen zu zeitraubende  
Lektüre der Originalschriften zu ersetzen, der raschen  
Orientierung über das Wesentliche zu dienen und  
auch dem Laien das Reich des Denkers Wagner zu  
erschließen, dessen Schriften, wie es zu Beginn des  
Vorworts heißt, „der gewaltigste Appell an das  
deutsche Kulturgewissen seit Schiller“ sind und  
deshalb Eigentum eines jedes geistigen Deutschen  
sein sollten.

Berlin-Charlottenburg.

Professor Dr. Franz R ü h l m a n n.

\*



**Meyers Lexikon 8. Auflage.**

In völlig neuer Bearbeitung und Neubildung.

2. Band:

Holland bis Deutsche Zunge.

Leipzig 1937, Bibliographisches Institut.

Preis 15 RM in Kunsthalbleder.

Der 2. Band von Meyers Lexikon hat die Erwartungen, die man nach dem Erscheinen des 1. Bandes gehegt hatte, nicht nur erfüllt, sondern übertroffen. Gerade dieser Band ist besonders wichtig, da in ihm alle mit dem Wort „deutsch“ zusammenhängenden Stichwörter enthalten sind. Besonders möchte ich daher hinweisen auf die neuartigen und umfassenden Artikel „Deutsches Reich“, „Deutsche Kultur“. Über 450 Textspalten, 118 Bildtafeln, zahlreiche, zum Teil farbige Textbilder und Karten sind diesen beiden Artikeln vorbehalten, die damit ungefähr ein Drittel des gesamten 2. Bandes einnehmen.

Der Aufbau und die Zielsetzung der DAF wird in 5 Spalten mit 8 Bildtafeln behandelt.

Auf die ausführliche Beschreibung der Stichwörter „Bolschewismus“, „Deutsches Beamten-gesetz“, „Deutsches Recht“, „Deutsches Bildungs-wesen“, „Deutsche Wehrmacht“ mache ich ferner aufmerksam. Bei allen diesen Stichwörtern wird ein Material geboten, wie man es bisher in einer solchen Fülle und so fachmännischer Darstellung in keinem Lexikon finden konnte.

Der Einfluß des Judentums auf die Weltpolitik wird auch in diesem Bande wieder eingehend geschildert an Hand zahlreicher Beispiele. Ich greife dabei heraus die Schilderung des Einflusses des amerikanischen Zionistenführers Brandeis auf den Präsidenten Wilson oder die Rolle des jüdischen Finanzmannes Sir Ernest Cassel, des Freundes des jüdischen Generaldirektors Ballin in Hamburg.

3. Band:

Deutsch Föhne bis Fernspiel.

Leipzig 1937, Bibliographisches Institut.

Preis 15 RM in Kunsthalbleder.

Gleich zu Beginn dieses 3. Bandes finden wir eine eingehende Würdigung der deutschen Kolonien, wie Deutsch-Ostafrika oder Deutsch-Südwestafrika, die uns durch den Versailler Vertrag geraubt worden sind. Dem Deutschtum im Ausland sind 14 Textspalten und 80 Bildtafeln gewidmet, der Edda hingegen 11 Textspalten.

Erbhof, Erbhofrecht, Faschismus werden eingehend und fachkundig behandelt. Wer sich über das Leben und die Politik des englischen Außenministers Eden unterrichten will, greife zu diesem Band! Über das landesverräterische Verhalten des Juden Kurt Eisner gibt ferner dieser Band umfangreiche Auskunft.

Die politische und kulturgeschichtliche Entwicklung Europas wird in 20 Spalten Text und 12 Karten dargestellt, entsprechend der Bedeutung dieses Erdteiles für die gesamte Welt.

Auch seiner alten Bedeutung als naturwissenschaftlich-technisches Nachschlagewerk wird die 8. Auf-

lage von Meyers Lexikon in diesem 3. Band gerecht. So umfaßt allein das Stichwort „Elektrizität“ 120 Spalten oder das Eisenbahnwesen über 50 Spalten.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß dieser Band ausgezeichnet ist durch strengste Sachlichkeit, politische Klarheit und vorbildliche technische Ausarbeitung.

Berlin.

Dr. Rudolf K u m m e

\*

**Die seelischen Ursachen des Geburtenrückganges.**

Von Theodor Valentiner.

Verlag Lehmann, München-Berlin.

Am Beispiel der antiken Völker werden die Gründe des bevölkerungsbiologischen Verfalls dargestellt, die vor allem in einer veränderten geistigen Einstellung zum Leben, zur Familie und zum Kind zu suchen sind. Wo immer man einen Geburtenrückgang in der Geschichte feststellen kann, geht diesem eine individualistische und egoistische Lebensauffassung voraus.

Das Buch wendet sich namentlich gegen die Auffassung, daß der zahlenmäßige Rückgang etwas Unabwendbares sei und vielleicht auf organische Ursachen zurückzuführen sei. Die Schrift ist in der Reihe „Politische Biologie, Schriften für natur-gesetzliche Politik und Wissenschaft“ eine wertvolle Ergänzung des „Geburtenkrieg“ von Danzer.

Berlin.

F r e e d s.

\*

**Der Schulungsbrief**

(Oktober=Heft).

In einem Aufsatz „Heiligtum der Arbeit“ wertet der Hauptschriftleiter des „Schulungsbriefes“, Reichsamtsleiter Woweries, die Ergebnisse des Reichsparteitages 1937 aus:

„Nürnberg war eine dieses Jahr und unsere Zeit weit überdauernde Heiligsprechung der Arbeit, wie sie nie zuvor auf dieser Erde von Menschen ähnlich vollbracht wurde.“ Der „Reichsparteitag der Arbeit“ wird als Ausdruck des Weges gekennzeichnet, den das deutsche Volk von der neuen Staatsanschauung ausgehend zurückgelegt hat zu einer neuen Weltbetrachtung und zu der stolzen Bereitschaft einer europäischen Verantwortung. Aus dem geistigen Gehalt des Reichsparteitages 1937 ergibt sich die Feststellung, daß die zentrale Stellung des Parteiprogramms neben der Persönlichkeit des Führers als dem wahrhaft ersten Arbeiter der Nation fest in der Bewegung und in der Gestaltung des Reiches verankert ist.

Im Mittelpunkt des Oktoberheftes steht die Arbeit von Giller: „Volkstum gegen Sabburg“. Dieser Aufsatz geht von der vielgestaltigen, unbrauchbaren politischen Einrichtung der österreichischen Monarchie aus, in der nicht nur zahllose Parteien, sondern zwölf, dem Deutschen



im Reich zumeist unbekannte Völkerguppen um Macht und Geltung kämpften. Wir sehen, wie die Nachfolger des letzten deutschen Kaisers Josef II. die Erhaltung ihrer Hausmacht auf Kosten des Aufstiegs und aus Angst vor dem deutschen Staatsgedanken erstrebten. In der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie, deren Verwaltung rein dynastischen, geschichtlich abgestorbenen Grenzen aufgebaut war, stoßen vier völlig verschiedene und widerstrebende Kulturen aufeinander und erwachen allmählich die einzelnen Völkerguppen (Tschechen, Polen, Slowaken). Das Deutsche dagegen war überall in der Verteidigung. Damals standen zwar deutsche Männer auf, wie von Schönerer, Knirsch, Krebs und Prediger, die sich für einen völkischen Sozialismus einsetzten; sie konnten sich aber nicht durchsetzen. Mit einer kurzen Darstellung der Auswirkungen der Kriegs- und Nachkriegszeit schließt dieser wertvolle Beitrag zur deutschen Volksgeschichte.

Eine Abhandlung über „Österreichs Heer“ ist angegeschlossen und zeigt die inneren und äußeren Schwierigkeiten des deutschen Kernteiles im österreichischen Heere.

Dr. Hartnack beantwortet eine Reihe von Rückfragen zu seinem Aufsatz im Juliheft des Schulungsbriefes „Bölibat — volkschädigend“.

In der geopolitischen Aufsatzreihe „Deutschland kämpft für Europa“ behandelt Karl Springenschmid den „Völkereubund“, der sich von der romantischen Schwärmerei eines Wilsons durch eine lange Kette von Mißerfolgen immer mehr aus einem Machtinstrument der Siegerstaaten von Versailles zu einem Aktionszentrum der bolschewistischen Weltrevolution entwickelt hat.

Berlin.

Adami.

\*

## Der Schulungsbrief.

Die Novemberfolge (11/37) bringt u. a.:

Der Weltkrieg.

1. Teil.

Wertvolle Bildbeilage.

Auflage über 2 Millionen. Preis 15 Rpf.

Bezug nur durch die Ortsgruppen der Partei.

Herausgeber:

Der Reichsorganisationsleiter der NSDAP.

Amt für Schulungsbriefe.

Hauptschulungsamt der NSDAP.

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., Berlin.

## Großkundgebung für die Arbeitsgebiete Verwaltung und Energie.

Am Freitag, dem 29. Oktober 1937, um 20 Uhr veranstaltet die Reichsbetriebsgemeinschaft „Verkehr und öffentliche Betriebe“ in der Deutschlandhalle eine Großkundgebung für die Arbeitsgebiete Verwaltung und Energie. Es sprechen der Leiter der Reichsbetriebsgemeinschaft „Verkehr und öffentliche Betriebe“, Pg. Körner, der Reichs- und Preussische Minister des Innern, Pg. Dr. Frick, und der Reichsorganisationsleiter der NSDAP. und Reichsleiter der Deutschen Arbeitsfront, Pg. Dr. Robert Ley. Es wird erwartet, daß alle nichtbeamteten und beamteten Gefolgschaftsmitglieder an dieser Kundgebung geschlossen teilnehmen.

